

Beobachter

AUFSTIEG

DIE BEISPIELHAFTE INTEGRATION VON KOSOVARINNEN

VÖGEL

Ordnungsliebe
ist ihr Verderben

CHLORDIOXID

Der Mann hinter
dem gefährlichen Geschäft

SCHULE

Pro und contra
Homeschooling



TITELTHEMA

AUFSTIEG

Die Kosovo-Schweizerinnen

Gegen Vorurteile und Machokultur: Wie sich Kosovarinnen in der Schweiz behaupten – und Erfolg haben.

TEXT: TANJA POLLI | FOTOS: MICHAEL SIEBER

«Wir müssen eine Inspiration sein. Für die Mädchen im Kosovo, aber auch die hier.»

Qëndresa Hoxha-Sadriu,
Politikerin



Die Schweiz ist ein Land, das es einem schwer macht, sich daheim zu fühlen», sagt Qëndresa Hoxha-Sadriu. Sie kennt sich aus mit der Schweizer Volksseele. Die 27-Jährige ist Gemeinderätin, Kantonsrätin und kandidiert jetzt für den Stadtrat der Zürcher Gemeinde Opfikon. Sie wurde in der Schweiz geboren, schrieb gute Noten und trotzdem fast 300 Bewerbungen, bis sie eine Lehrstelle fand. Bis heute hat sie Bekannte, die glauben, ihren Namen nicht aussprechen zu können. Sie nennen sie «Jenny», was klanglich kaum einfacher ist als «Tschendresa».

Die junge Politikerin ist eine von über 260 000 Menschen in der Schweiz, die laut einer Umfrage aus dem Jahr 2016 Albanisch sprechen – rund die Hälfte davon sind Frauen. Die meisten stammen aus dem Kosovo und Nordmazedonien. Sie kamen in den Achtzigerjahren als Gastarbeiter oder in den Neunzigern als Kriegsflüchtlinge in die Schweiz. Lange Zeit waren sie als Teil der «Jugos» nicht besonders beliebt. Sie dienten, wie das Schlitzer-Plakat der SVP 2011 demonstrierte, eher als Feindbild.

Der Shaqiri-Effekt. Wie bei dieser berühmten Kampagne, für die die Volkspartei wegen Rassen diskriminierung verurteilt wurde, geniessen in der Schweiz vornehmlich Männer der kosovarischen Exilgemeinschaft Aufmerksamkeit. Meist negative: als Kriminelle, als Autoposer – oder wenn «ihre» respektive «unsere» Fussballer die Schweizer Nationalhymne nicht singen. Als nach den Sommerferien von der hohen Zahl Corona-infizierter Ferienrückkehrer die Rede war, berichtete sogar die NZZ über die «ungebildeten Albaner», die die Pandemie anheizen würden.

Die Frauen blieben im Hintergrund. Weil es die Tradition so will? Qëndresa Hoxha-Sadriu lacht: «Das Wahrgenommenwerden als Frau ist ein Problem – nicht nur im Kosovo. Auch hier in der Schweiz muss man sich ständig beweisen.» Wenn sie in einer grösseren Runde über Politik spreche, höre man ihr nicht zu, «weil ich eine Frau bin, weil ich jung bin». Da müsse sie dann schon mal auf den Tisch klopfen und laut werden: «Du weisch scho, dass ich i de Politik bi, odr?» So ähnlich habe es sich jeweils in den Ferien im Kosovo angefühlt, als sie sich bereits als Mädchen in die Diskussionen der älteren männlichen Verwandten eingemischt habe.

Die Eltern der SP-Politikerin kamen Ende der Achtzigerjahre auf Arbeitssuche aus dem Kosovo in die Schweiz, sie selbst erhielt bereits als Kind den Schweizer Pass. Als Jugendliche nervte sie

sich, dass sie aufgrund ihres Namens ständig auf den Kosovo angesprochen wurde. Heute trägt sie ihre «beiden Herzen» mit Stolz.

Mehr als die Herkunft. Ähnlich geht es Ganimete Hasanaj. Die Pflegefachfrau ist in Winterthur aufgewachsen und lebt seit 12 Jahren ebenfalls in Opfikon. Hasanaj war zwei, als ihre Eltern mit ihr aus einem Dorf bei Deçan in die Schweiz zogen. Ihr Vater hatte im Kosovo ein Architekturstudium begonnen und über Bekannte in der Schweiz Arbeit auf dem Bau gefunden. Ihre drei Geschwister haben hier studiert, sie arbeitete im Führungsteam der Berufsbildung der Herzchirurgie am Unispital Zürich. Seit 3 Jahren ist sie Freelancerin, gönnt sich längere Reisen.

Mit der Herkunft ihrer Eltern wird die 37-Jährige dann konfrontiert, wenn Patientinnen und Patienten sie auf ihren Nachnamen ansprechen und fragen, woher sie komme. «Das ist nicht böse gemeint», ist sich Hasanaj sicher, «aber der Name ist das Einzige an mir, das mich zur «Fremden» macht. Ich würde mir wünschen, dieser Aspekt stünde nicht reflexartig am Beginn jeder Begegnung.» Sie sei ihrer Migrationsgeschichte ein Stück weit entwachsen.

Hasanaj wandert von Herzen gern, schätzt die Strukturen und die Sicherheit, die ihr die Schweiz bietet, und natürlich, dass sie mit ihrem Job ihren Lebensunterhalt sichern kann. Was ihr fehlt, ist die Herzlichkeit, die Wärme, die Grosszügigkeit und das Unperfekte. Das holt sie sich auf ihren Reisen in den Kosovo oder nach Albanien. «Für mich ist weder die Schweiz noch der Kosovo das Mass aller Dinge. Das gibt mir viel Raum, mich zu entfalten.» Mindestens so stark wie ihre Herkunft habe sie ihre Ausbildung geprägt. «Wir, die täglich am Krankenbett stehen, haben tief verinnerlicht, dass wir jeden Menschen gleichbehandeln, keine Vorurteile haben. Das macht mich aus.»

Wie war es, in zwei Welten aufzuwachsen? Hasanaj erinnert sich an die vielen Fragen der Verwandten in den Sommerferien im Kosovo an sie, «die Ausländerin»: Wo gefällt es dir besser: im Kosovo oder in der Schweiz? Womit wäscht man in der Schweiz die Haare, damit sie so glänzen wie deine? Was heisst Himmel auf Deutsch?

Als sie erwachsen wurde, wurden die Fragen drängender: Wer gefällt dir? Wann heiratest du? In den Ferien erkundigten sich «Msit», Heiratsvermittler, bei ihren Eltern nach ihr. Doch Ganimete hatte andere Pläne. Die Eltern vertrösteten und taten ihr Bestes, ihrer Tochter den Rücken freizuhalten. Sie wussten, dass sie auch in Bezug auf einen allfälligen Lebenspartner eigenständig entscheiden wollte.

Keine Selbstverständlichkeit, denn im traditionellen Kosovo sind Hochzeiten wichtig; eine Frau braucht einen Mann, besser noch auch Söhne. Zum Zeitpunkt der Hochzeit wechselt die Auserwählte unter die Autorität ihres Mannes und ihrer Schwiegerfamilie. Sie sind fortan für das Wohlergehen und das materielle Wohl der «Nuse», der Braut, verantwortlich. ▶

Aussprache: Gar nicht so schwierig

Dass Xherdan Shaqiri nicht Xerdan Schakiri ausgesprochen wird, sondern Dscherdan Schatschiri, hat sich herumgesprochen. So klappt mit den Namen in unserem Text:

- **ç** entspricht «tsch» wie in «Matsch».
- **ë** entspricht einem geschlossenen «e» (in Richtung ö) ähnlich wie in «Gebäude».
- **xh** entspricht «dsch» wie in «Jeans».
- **sh** entspricht «sch» (stimmlos) wie in «Schule».
- **q** ist ein stimmhaftes tj/tsch.
- **j** ist j, wie in Jodeln.

«Der Name ist das Einzige an mir, das mich zur «Fremden» macht.»

Ganimete Hasanaj,
Pflegefachfrau

Doch Ganimete Hasanaj braucht niemanden, der für sie sorgt. Sie liebt ihren Beruf, würde zwar gern traditionelle Gerichte wie «Fli» backen können, hat aber nicht den Anspruch an sich, den perfekten «Çaj» oder «Kafe» servieren zu können. Viel lieber trinkt sie Süssmost und heisse Schoggi. Aber ihr Herz schlägt höher, wenn sie im Supermarkt das kosovarische Bier Peja kaufen kann.

Eigene Vorurteile. Kurz nach dem 18. Geburtstag ihrer Tochter stellten auch die Eltern von Qëndresa die Frage nach dem künftigen Schwiegersohn. Wer gefällt dir? Wann heiratest du? Als die Tochter mit 23 immer noch mit ihrer Karriere beschäftigt war, begann sich die Verwandtschaft Sorgen zu machen: Was stimmt nicht mit ihr?

Sie habe früh gelernt, ihr Liebesleben für sich zu behalten, sagt Hoxha-Sadriu. Sie habe gesehen, dass bereits die Schweizer Partner albanischer Freundinnen für Aufruhr sorgten – ihre Lust am Ausprobieren hätte eine kleine Katastrophe ausgelöst. «Darauf konnte ich verzichten.» Heute studiert Hoxha-Sadriu soziale Arbeit – und ist inzwischen, wie ihr Name verrät, verheiratet. Als sie erfuhr, dass der schöne Musiker, in den sie sich an einem Konzert verguckt hatte, Albaner, «Shqiptar», ist, zuckte sie zusammen. «Ich merkte, dass ich selbst nicht frei von Vorurteilen war.»

Sie waren unbegründet. Das Paar teilt sich die Hausarbeit, das soll auch so bleiben, wenn einmal Kinder kommen. Etwas anderes ist für Hoxha-Sadriu nicht denkbar. «Es ist wichtig, solche

Lebensmodelle sichtbar zu machen, in den klassischen Medien, aber auch auf Facebook oder Instagram.» Für die Mädchen im Kosovo und in Albanien, aber auch für jene hier. «Wir müssen eine Inspiration sein, zeigen, dass es kein Weltuntergang ist, wenn man Mami wird und beruflich erfolgreich sein möchte.»

Präsidentin im Patriarchat. Glaubt man dem Bericht der NGO Terre des Femmes von 2020, ist dieser Weg für junge Frauen im Kosovo noch lang: «In der stark patriarchalisch strukturierten Gesellschaft des Kosovo werden Frauen und Mädchen auch heute noch systematisch unterdrückt und benachteiligt: Mädchen wird die Möglichkeit verwehrt, ein selbständiges und unabhängiges Leben zu führen, indem sie aus dem öffentlichen Bereich der Gesellschaft ausgeschlossen und als Besitz des Vaters beziehungsweise des Ehemanns angesehen werden.»

Im Gegensatz dazu steht die Tatsache, dass der Kosovo seit letztem April eine Präsidentin hat: die 39-jährige Juristin Vjosa Osmani. Sie bezeichnet sich als Reformerin und will «das patriarchalisch geprägte Land aufrütteln und umgestalten».

Besa Tatari wünscht ihr viel Glück – euphorisch habe sie der Sieg Osmanis aber nicht gemacht. Zu viele Versprechen hat sie über die Jahrzehnte gehört, zu wenige wurden eingelöst. Sie war 15, als sie in ihrer Heimatstadt Peja im Kosovo verheiratet wurde, 16, als ihre Tochter zur Welt kam, bald darauf gebar sie den ersten Sohn. 10 Jahre später wurde sie zum dritten Mal Mutter.

1990 floh die heute 59-Jährige mit ihrer Familie vor dem Krieg in die Schweiz. Sie hatte im Kosovo nach der Geburt ihres zweiten Kindes den Mittelschulabschluss nachgeholt und später einen Vollzeitjob als Gerichtsschreiberin angenommen. «Wir waren Städter, ich bin liberal erzogen worden, sowohl in meiner als auch in der Familie meines Mannes arbeiteten die Frauen ausser Haus», sagt Tatari.

Der Rückschritt. In der Zeit, in der der Kosovo zum sozialistischen Jugoslawien gehörte, war die Gleichberechtigung in der Verfassung festgeschrieben. Präsident Josip Broz Tito führte 1945, fast 30 Jahre vor der Schweiz, das Frauenstimmrecht ein – und schickte seine Partisaninnen in die Dörfer, um die Frauen in den Arbeitsprozess zu integrieren.

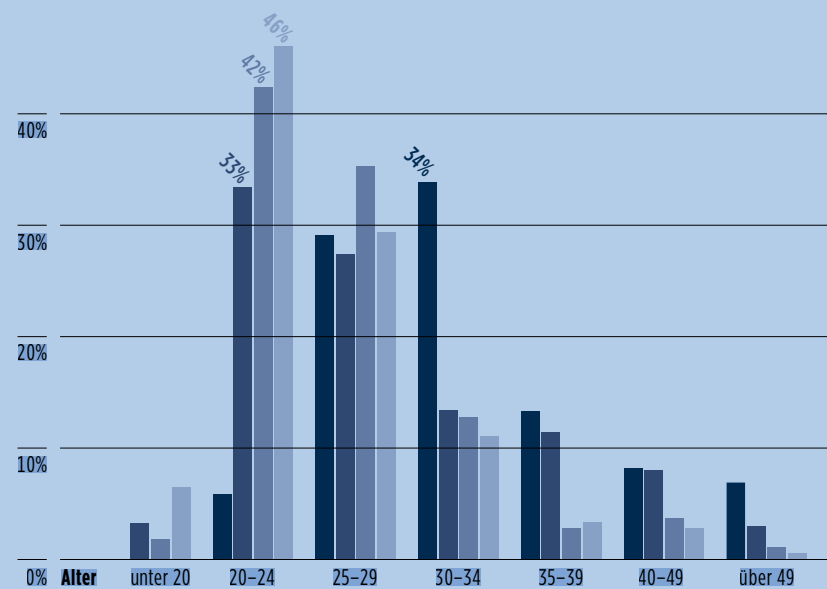
Die Auflösung des Staats Jugoslawien, der Krieg, führten zu einer Gegenreaktion. Auch in den progressiveren Teilen der Bevölkerung kam es zum Rückzug in traditionelle Strukturen. Die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich seither deutlich, gerade für die Frauen. Heute sind im Kosovo 60 Prozent der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter arbeitslos. Junge Frauen (62,9 Prozent) trifft es dabei noch härter als junge Männer (42,9 Prozent).

Nach ihrer Flucht in die Schweiz war auch Besa Tatari plötzlich ohne Job. Ihre Diplome wurden nicht anerkannt, sie wurde unfreiwillig zur

Wann die Frauen heiraten

So alt sind die Bräute, wenn Hochzeiten mit schweizerischer und kosovarischer Beteiligung gefeiert werden. (In Klammern: Total Hochzeiten in der Schweiz, 2020)

■ Schweizerin mit Schweizer (17 804) ■ Kosovarin mit Kosovare (299)
■ Schweizerin mit Kosovare (436) ■ Kosovarin mit Schweizer (323)



«Die Freiheiten, die ich hier geniesse, sind für mich das höchste Gut.»

Besa Tatari, städtische Mitarbeiterin

INFOGRAFIK: BEOBACHTER/ANNE SEEGER | QUELLE: BFS/STAT-TAB

Hausfrau. Als ihr Mann früh starb, wurde es für sie und die drei Kinder knapp. Sehr knapp.

Diese Deklassierung traf viele Kriegsflüchtlinge, die vom Balkan in die Schweiz kamen, sagt Denise Efionayi-Mäder, Migrationsforscherin an der Uni Neuenburg. Auch die Frauen. Studien dazu fehlen, genauso wie jene zur Integrationsleistung der Frauen.

«In der Migrationsforschung hat man bis in die Achtzigerjahre oftmals gar nicht zwischen Frauen und Männern unterschieden», sagt die Wissenschaftlerin.

Später habe man einen problemzentrierten Blick gehabt. «Bei den Männern gab es mehr Reibungsfläche, was dazu führte, dass eher Studien zu männer-spezifischen Themen finanziert und durchgeführt wurden.»

Dass sich die Frauen – sozusagen im Windschatten der

exponierten Männer – integriert und emanzipiert haben, kann sich Denise Efionayi-Mäder gut vorstellen. «Ich kenne keine aktuellen Erhebungen zum Werdegang albanischsprachiger Frauen. Aber man darf davon ausgehen, dass Frauen auf weniger fremdenfeindlich motivierte Widerstände stiessen.»

Widerstand verspürte Besa Tatari im ersten Wohnblock, in dem sie in den Neunzigerjahren mit ihrer Familie unterkam. Die Nachbarn wehrten sich gegen «Jugos» im Haus.

Trotzdem ist Tatari «enorm froh», hier zu sein. Heute pflegt sie guten Kontakt zu ihren Nachbarn, arbeitet für die Stadt Winterthur, engagiert sich im Quartier, leitet eine Frauengruppe. Im Kosovo würde sie keine Witwenrente erhalten und hätte ihr restliches Leben lang äusserlich trauern müssen. «Die Freiheiten, die ich hier als alleinstehende Frau geniesse, sind für mich das höchste Gut.»

Ein wichtiges Wort. «Liria», Freiheit – das Wort fällt immer wieder in den Gesprächen mit den drei Frauen. Die Freiheit, den eigenen Weg zu gehen – als Frau, als Mensch. Mit Mann. Ohne Mann. Dafür setzen sich alle drei ein. Ganimete Hasanaj, wenn sie in den Kosovo oder nach Albanien reist: «Wenn man als Frau allein unterwegs ist, fällt man auf.» Sie begeben sich sozusagen auf Bildungsreise, lebe vor, dass der öffentliche Raum auch Frauen offenstehe. Ihre Eltern haben den ungewöhnlichen Lebensweg ihrer Tochter akzeptiert. Weil sie sehen, dass sie glücklich ist.

Die Buchautorin Shqipe Sylejmani bewundert Frauen wie Hasanaj und Hoxha-Sadriu. «Wir alle haben an zwei Fronten gekämpft – an jener, in der Schweiz akzeptiert zu werden, und an jener daheim, unseren Weg gehen zu können. Durch unsere Errungenschaften haben wir unseren Eltern bewiesen, dass wir alles möglich machen können, ihre Opfer nicht umsonst waren.»

Ein Happy End also? Fund i lumtur? «Noch nicht», sagt Qëndresa Hoxha-Sadriu. «Happy End ist dann, wenn im Nationalrat so viele Frauen mit ausländischem Namen sitzen, dass sich Migrantinnen selbstverständlich repräsentiert fühlen.» Ganimete Hasanaj wünschte sich, dass ihr Name Name sein dürfte und ihre Entscheidungen als höchstpersönliche wahrgenommen würden. Nicht stellvertretend für die kosovarische Gemeinschaft. Das wäre echte Freiheit. Liria. ■

Lesen Sie zum Thema auch das Interview mit Autorin Shqipe Sylejmani auf Seite 22.

Wie die Kosovarinnen heissen

Das sind die häufigsten Namen der kosovarischen Staatsbürgerinnen (ohne Doppelbürgerinnen), die hier wohnen. Je verbreiteter ein Name, desto grösser ist er dargestellt.



Sie machen von sich reden

Ylfete Fanaj (*1982) präsidierte als erste Schweizerin mit kosovarischen Wurzeln ein Kantonsparlament. Sie ist seit 2011 Luzerner Kantonsrätin. Im Juni 2020 wurde sie zur Präsidentin des Kantonsrats gewählt.

Leyla Ibrahim (*1980) steht an der Spitze der Air Prishtina, die jährlich eine halbe Million Passagiere transportiert. Seit 2019 ist sie zudem Eigentümerin der Schweizer Fluggesellschaft Chair Airlines.

Flaka Jahaj (*1983) gehört zu den erfolgreichsten Designerinnen der Schweiz. Jahaj studierte Modedesign in Paris. Unter

ihrem Label IAHAI fertigt die gebürtige Kosovarin unter anderem für Modissa Kollektionen, die in Pristina produziert werden. 2014 gewann sie den Designpreis der Swiss Design Awards.

Meral Kureysli (*1983), in Prizren im Kosovo geboren, lebt in Bern und studierte Literatur und Germanistik. Ihr erster Roman «Elefanten im Garten» war nominiert für den Schweizer Buchpreis, wurde mehrfach ausgezeichnet und in viele Sprachen übersetzt. Das Manuskript von «Fünf Jahreszeiten», ihrem zweiten Roman, wurde mit dem Literaturpreis der Marianne-und-Curt-Dienemann-Stiftung ausgezeichnet.

Kaltërina Latifi (*1984) emigrierte als Fünfjährige mit ihren Eltern in die Schweiz. Sie studierte Germanistik und Philosophie an der Universität Lausanne sowie Editions-wissenschaft und Textkritik an der Universität Heidelberg. Als Kolumnistin publiziert Latifi unter anderem im «Schweizer Monat» und im «Magazin».

Loredana Zefi (*1995) wurde in Luzern geboren. Ihre Lip-Sync-Videos machten die Rapperin über Nacht zum international erfolgreichen Instagram- und Youtube-Star. Sie sagt: «Ich will die Rapkrone, die männliche. Ey, was diese Typen können, kann ich besser, und das als Frau!»

«Wir verstecken uns nicht»

INTEGRATION. Shqipe Sylejmani setzt sich als Journalistin und Autorin mit der Rolle der Albaner in der Schweiz auseinander. Sie stellt fest, dass sich die gerade stark verändert.

«Wir Frauen sind müde geworden, uns ständig zurückzunehmen. Das betrifft nicht nur Migrantinnen.»

Shqipe Sylejmani wurde 1988 in Pristina geboren. Die Journalistin, Moderatorin und Autorin hat ihre Integrationsgeschichte in dem viel beachteten Roman «Bürde & Segen» verarbeitet.

Frau Sylejmani, ihr Buch heisst «Bürde & Segen». Welche Bürde trägt Ihre Protagonistin?

Wenn Menschen von Integration reden, denken sie nur daran, dass sich Einwanderer anpassen sollen. Sie vergessen, dass auch das Land, das man verlässt, Erwartungen hat: Man soll die Sprache bewahren, die Traditionen leben und die Familie unterstützen, die zurückbleibt. Doch die Schweiz verlangt einen Entscheid, sie sagt: Du kannst nicht Schweizerin und Albanerin gleichzeitig sein.

Sie waren vier Jahre alt, als Sie mit Ihren Eltern von Pristina nach Muttenz BL zogen.

Die Generation meiner Eltern trägt die grössere Last. Sie durften hier nicht in ihren angestammten Berufen arbeiten, auch nicht, wenn sie studiert hatten, mussten ihr Leben lang harte körperliche Arbeit leisten. Sie führen ihr Leben in einer Art Zwischenwelt, auch nach 30 Jahren sprechen sie vom «Gastrecht» in der Schweiz, gehen auch dann zur Arbeit, wenn sie krank sind, bitten um nichts. Wir Kinder sind in ihrer Schuld, auch das ist eine Bürde.

Ihre Generation verhält sich anders.

Ja, wir trauen uns, zu sagen: Wir sind hier aufgewachsen, wir leisten unseren Beitrag, wir gehören hierher – und wir arbeiten nicht nur im Detailhandel oder auf dem Bau. Wir erlauben uns, grösser zu denken, und verstecken uns nicht.

Es sind vor allem junge Frauen, die von sich reden machen.

Ich glaube, das betrifft nicht nur Migrantinnen. Wir Frauen sind müde geworden, uns ständig zurückzunehmen. Dieser Wandel hat auch die Albanerinnen angesteckt. Wir fordern unseren Platz ein – in der Schweiz, in unseren Familien. Hätte ich vor 15 Jahren eine Fernsehsendung moderiert, hätte das heftige Diskussionen ausgelöst; eine albanische Tochter in der Öffentlichkeit... Was, wenn sie negativ auffällt? Heute bekomme ich Hunderte Nachrichten, von Müttern, die schreiben, sie hofften, ihre Mädchen schlugen einen ähnlichen Lebensweg ein wie ich. Die Idee, dass eine Frau nur mit Mann vollständig ist, verblasst auch in der albanischen Gemeinschaft.

Sie sind 33 und nicht verheiratet.

Daran ist meine Mutter nicht unbeteiligt. Sie sagte: Wenn du studieren willst, kannst du nicht Ehefrau sein. Bei uns heiratet man ja nicht nur den Partner, sondern seine ganze Familie dazu. Alle haben Erwartungen an die Braut. Da bleibt wenig Platz für eine Karriere. Es gibt ein schönes Sprichwort im Albanischen: Wenn man eine gute Schwiegertochter bekommt, dann gewinnt man eine Tochter; wenn man eine schlechte bekommt, verliert man einen Sohn – das gilt auch umgekehrt. Das ist die Angst, die dazu führt, dass sich Eltern einen Ehepartner aus der gleichen Kultur wünschen. Ein Thema, das ich im nächsten Buch thematisieren werde. Es ist an der Zeit.

Auch nach dem Studium haben Sie nicht geheiratet.

Das verstand dann niemand mehr. Es ist ein Prozess, den viele Frauen in Einwandererfamilien durchlaufen. Ich sage es mal so: So, wie die Eltern uns als Kind erzogen haben, so erziehen wir als erwachsene Frauen ein bisschen unsere Eltern. In den meisten Interviews werde ich gefragt, ob meine Eltern einen Schweizer Schwiegersohn akzeptieren würden. Das ist die Frage aller Fragen, wenn es um Integration geht. Ganz ehrlich: Meine Eltern wären inzwischen einfach froh, wenn ich jemanden fände, der mich glücklich macht.

Sprechen wir über den anderen Teil Ihres Buchtitels: den Segen.

Ich hätte im Kosovo nie die Chancen gehabt, die ich hier hatte und habe, das ist ein Segen. Meine Generation kann sich hier verwirklichen, privat und beruflich. Das ist auch für mein Herkunftsland ein Segen. Die Exilgemeinschaft hat einen enormen Einfluss auf die politische und wirtschaftliche Entwicklung des Kosovo.

Ist die Schweiz nicht ein Land, das es einem schwer macht, sich angenommen zu fühlen?

Das empfinde ich auch so. Ich lebe seit 29 Jahren hier. Wenn ich eine Kolumne schreibe, muss ich in den Kommentarspalten lesen: «Geh zurück in dein Land» oder «Flieh heim, Adler!». Was immer ich erreichen und leisten werde – ich werde die Albanerin bleiben. Ich habe das akzeptiert. Das Schreiben hat mir dabei geholfen.

«Wir trauen uns, zu sagen: Wir sind hier aufgewachsen, wir leisten unseren Beitrag, wir gehören hierher.»



Lange Zeit prägten negative Schlagzeilen das Image der Albaner in der Schweiz. Sie sagen, heute gehörten sie zu den beliebtesten Einwanderergruppen überhaupt. Worauf stützen Sie diese Annahme?

Es ist, was ich bei meiner Arbeit erfahre. Die Veränderung begann meines Erachtens mit den Erfolgen der Fussballer mit kosovarischen Wurzeln. Als ich die ersten Schweizer Kinder mit Shaqiri- und Xhaka-Trikots sah, wusste ich, dass sich etwas ändern würde. Als Kolumnistin schreibe ich über Themen, die die Diaspora betreffen – sie werden sehr gut gelesen. Als Autorin sehe ich zudem, wer mein Buch kauft: mehr Schweizerinnen und Schweizer als Albaner.

Inzwischen reden junge Politikerinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen mit kosovarischen Wurzeln mit. Was löst das bei Ihnen aus?

Ich habe grösste Hochachtung vor jeder Einzelnen. Wir alle haben an zwei Fronten gekämpft. Durch unsere Errungenschaften haben wir unseren Eltern bewiesen, dass wir alles möglich machen können, dass ihre Opfer nicht umsonst waren. Wenn ich sehe, wer mir heute nach Fernsehauftritten schreibt, bin ich stolz. Es sind Frauen mit kosovarischen Namen: Ärztinnen, HR-Leiterinnen, Kommunikationsexpertinnen, Psychologinnen. Das ist keine Ausnahme mehr, es ist Standard. And many more to come!

INTERVIEW: TANJA POLLI | FOTO: MICHAEL SIEBER